

Chaim Be'er

## Mainz am Suezkanal

Eine Erzählung

Während des furchtbaren Herbstes im Jahre 1973 und des darauffolgenden Winters saß ich in ‚Afrika‘ fest – diesem verrauch-verrußten Ort der Verbannung westlich des Suezkanals, den die israelischen Truppen im Laufe des Jom-Kippur-Krieges eingenommen hatten. Wie ich bereits in meinem Roman *Federn*<sup>1</sup> beschrieben habe, gehörte ich in jenen Tagen einer Einheit von Totengräbern an, die den Befehl hatte, die sterblichen Überreste derjenigen Soldaten zu orten, die während der Kämpfe am Brückenkopf jenseits des Kanals, an der landwirtschaftlich genutzten Pufferzone und am ägyptischen Marine-Stützpunkt in Fanara am westlichen Ufer des Großen Bittersees gefallen waren. Mit der Morgendämmerung schlüpfen wir aus unserem Alkoven, der an das Leichenhaus der Geisterstadt Fayid angebaut war, und auf der Fahrt durch die Gegend wurden wir in einem sowjetischen Beutewagen durchgeschüttelt. Drei Reservisten waren wir, unter ihnen ich als jüngster, eingewickelt in unsere Soldatenmäntel im eisig kalten Fahrerhaus, dessen Außenwände mit russischen und arabischen Schriftzügen verziert waren.

Der Kommandant unserer Einheit, in meinem Buch Minz genannt, zupfte eines Morgens seinen ergrauten Bart und unterbrach meine Suche nach dem Militärsender im Radio. Vielleicht wolle ich stattdessen von ihm den ‚Nussach‘ lernen, also jene traditionelle Liturgie, die gewöhnlich aus den Mündern der Vorbeter in den Synagogen der aschkenasischen Gemeinden Osteuropas während der Hohen Feiertage erklang. Der erfahrene Bestatter nahm einen Schluck vom Whiskey, der uns vom Oberbefehlshaber zugeteilt worden war, um unsere Seele während der trübsinnigen Arbeit ein wenig zu erheitern. Gleich darauf füllte seine Tenorstimme den Raum des Fahrerhauses – in dem der Rauch von Virginia-Zigaretten hing und der Geruch von Gewehröl und Schweiß, der aus den seit vielen Tagen nicht mehr gewaschenen Uniformen stieg – mit

<sup>1</sup> Chaim Be'er: *Federn*. München 2002.

Schilderungen des großen Gerichtstages aus dem Gebet „u-netane tokef“. Engel eilten, Sterbliche zitterten, und alle trafen zum Gericht vor Gott zusammen. Während am eschatologischen Himmel die Wolken hintereinander an die südliche Horizontkante geworfen wurden, ballten sich aus jener Richtung gleichzeitig schnell emporsteigende, dichte Wolkenmassen über den ‚Nasser-Fabriken‘ und dem Hafen Adabijas, die so von einem hellen, entblößenden Licht erleuchtet waren, als sei auch hier, wie im Himmel über Toledo, die Hand El Grecos am Werk.

Die in finsternen und tiefen Nuancen anschwellende Tenorstimme von Minz öffnete das himmlische Buch der Erinnerung. Dieses Buch ließ sich wie von selbst lesen; ein unsichtbares Widderhorn blies, und ein leiser, dünner Ton war vernehmbar, und alle Geschöpfe dieser Welt fingen an, an Ihm vorbei zu ziehen wie eine Schafherde. „Wie ein Hirte seine Herde prüft, lässt Er sie unter Seinem Stab hindurchziehen“, so ließ auch der Fünfzigjährige sie durchlaufen, zählte und berechnete sie, alle Geschöpfe Gottes, und es klang, als könne die Schwingung seiner Stimme wie mit einem unsichtbaren Zähler jedes Schaf, das vorbei schnellte, entweder zum Leben oder zum Tode verurteilt wurde, zählen. An den Brennenden leckten die Feuerzungen, und die böartigen Wasser zogen über die Köpfe der Ertrunkenen. Hier brachen die Toten unter dem Schwert zusammen, und da verendeten die Geschlagenen in Hunger und Pest. Ab und an verlangsamte Unger, der Fahrer, die Geschwindigkeit, während ich mit dem Fernglas die Minenfelder ausspähte, die sich links des Weges in Richtung des Sees erstreckten. Vielleicht würde ich den Mantelsaum eines Soldaten, der zwischen den Gebüsch hervorklugte, oder einen glitzernden Metallknopf erkennen oder ein Nest von wimmelnden Ameisen, das sich emporhob über das, was früher ein Mensch gewesen war. Und Minz sang: „Des Menschen Ursprung ist die Erde und an seinem Ende kehrt er wieder zur Erde zurück, wie ein vorüberziehender Schatten, eine dahinschwindende Wolke, verwehter Wind, vorbeifliegender Staub und ein flüchtiger Traum“.

Raffael Unger, Sohn einer angesehenen orthodoxen Familie aus Deutschland, der im zivilen Leben eine kleine Niederlassung einer Privatbank leitete, drückte auf das Gaspedal und sagte, in seinen Augen gehe die besondere Aura tragischer Heiligkeit, die das Gebet „u-netane tokef“ umgebe, auf die Ereignisse um Rabbi Amnon aus Magenza – so heißt im Judentum

die Stadt Mainz – zurück, der dieses Gebet in die Welt gebracht habe. Wir alle kannten die Legende vom Martyrium des Großen der Stadt Mainz, der die Taufe trotz aller Bedrängnisse durch den dortigen Bischof verweigert hatte und dem dafür zur Strafe Finger und Zehen abgehackt worden waren. Dennoch wollte uns unser anstrengender Jecke diese düstere Legende mitsamt all ihren Einzelheiten nicht ersparen. „Und bei jedem Glied pfl egten sie ihn zu fragen, möchtest Du, Amnon, Dich zu unserem Glauben bekennen? Und er sagte nein!“ So zählte Raffael Unger jede Weigerung und Ablehnung des jüdischen Märtyrers auf, bis er schließlich sagte: „Und als sie all seine Finger und Zehen abgehackt hatten, befahl dieser Übeltäter, Rabbi Amnon auf ein Schild zu legen – seine Finger und Zehen um ihn herum verteilt – und ihn nach Hause zu schicken.“

Unger fuhr fort: „Glaubt mir, Ihr Beiden, ich bin Mainzer. Und der Weg, der vom Dom, wo der Bischof und seine Hoheiten ihn gepeinigt hatten, bis zu seinem Haus im alten jüdischen Viertel führte, war mir schon während meiner Jugend gut bekannt. Mein Großvater, möge Gott sein vergossenes Blut rächen, ist an dem Tag, als ich anfang, vor meiner Bar-mizwa Gebetsriemen zu legen, den Weg mit mir gemeinsam entlangeschritten.“ „Wann war das?“, wollte ich wissen. „Drei Wochen nach der Machtübergabe“, antwortete Unger und hielt den Wagen an.

„Versucht mal, Euch diesen Dom vorzustellen“, wies er mit seinen Händen durch die Luft, schob von den Ufern des Rheins, nahe der Mündung des Mains, von den ausgedehnten Weinbergen, die das Land bedeckten, die Türme und Dachreiter wie das riesige Mittelschiff des Doms hierher, an das Schlachtfeld in der Wüste. So ließ er alles wiedererstehen, wie er es in seiner Erinnerung bewahrt hatte – die Erinnerung eines jüdischen Jungen, der während der aufziehenden Diskriminierung gerade seine religiöse Volljährigkeit erlangte. „Und in diesem so ästhetischen Gebäude, das in seinem Ansehen auf die ganze Umgebung ausstrahlte, missbrauchten gebildete Menschen einen, der bis kurz zuvor ihr Bekannter und Gefährte gewesen war.“

„Nichts hat sich seitdem geändert“, schloss Minz und gesellte sich zu Unger, der sich, mir seinen Rücken zuwendend, in die Schlucht am Wegrand erleichterte. Wieder zurück wuschen sie ihre Hände mit Wasser aus der Feldflasche. Unger, der von Minz gebeten worden war, ihn am Lenkrad abzulösen, fuhr fort und erzählte, dass Rabbi Amnon an Rosch Ha-schana,

das einige Tage nach dessen Rückkehr in sein Haus gefeiert wurde, seine Nächsten bat, ihn mitsamt seiner in Salz eingelegten Finger und Zehen in die Synagoge zu tragen und ihn dort auf den Almemor zu legen. Und als der Vorbeter zur Kedscha, der Heiligung Gottes inmitten des Gottesdienstes, schritt, unterbrach ihn Rabbi Amnon, damit er den Namen Gottes heiligen könne. Mit gebrochener Stimme sprach er das Gebet „u-netane tokef“, was „wir wollen die Größe der Heiligkeit des Tages schildern“ bedeutet und welches uns gerade so gelungen aus dem Munde unseres Oberkantors, Herrn Minz, dargeboten worden war. Er rechtfertigte Gott, und als er zum Vers „Aber Du bist König, Gott, lebendig und bestehend!“ gelangte, entschwand er vor aller Augen aus dieser Welt.

Rauch stieg über dem im Westen liegenden Bergrücken des Ataqa von Lagerfeuern auf und Minz bemerkte als erster vor uns, dass dies wohl der beste Beweis dafür sei, dass die Gerüchte über einen beginnenden Rückzug unserer Truppen westlich des Suezkanals tatsächlich wahr seien. Unger nickte und beteuerte, dass am dritten Tag nach seinem Verschwinden Rabbi Amnon in nächtlichen Visionen Rabana Kalonymos, Sohn des Rabana Meschulam, Sohn des Rabana Kalonymos, Sohn des Rabana Mosche, Sohn des Rabana Kalonymos, erschienen sei, um ihn das Gebet „u-netane tokef“ zu lehren und ihm zu befehlen, es in alle Gemeinden in der Diaspora zu entsenden, damit es zu einem Zeugnis und einer Mahnung werde. „Bist Du sicher, dass Du bei dieser endlosen Kette von Rabbinern keinen einzigen Rabana Kalonymos vergessen hast?“, spottete ich.

„Reb Chaim“, neckte mich Minz, dessen Familie mit der meinen mütterlicherseits verwoben war, seit diese vor sieben Generationen irgendwann am Anfang des 19. Jahrhunderts nach Jerusalem übergesiedelt war, „wenn ich mich nicht allzu sehr täusche, ist dieser Rabbi Kalonymos tatsächlich einer Deiner Urahnen!“ Und während Verlegenheit in der Fahrerkabine die Überhand gewann, nahm er einen weiteren Schluck Whiskey, der das Herz der Totengräber fröhlich machte, und stimmte wie bei einer Bestattung an: „Ja, oh Reb Chaim, wisse woher Du kommst und wohin Du gehst und vor wem Du Rechenschaft ablegen musst.“

Am Abend, als wir zu unserem Alkoven neben dem Leichenhaus zurückkehrten, schlang er seinen Arm um den meinen und flüsterte: „Sei mir nicht böse, mein junger Freund, denn aus deinem Mund, hörte ich, was dir der Schriftsteller

Schmu'el Joseph Agnon damals sagte, dass ein Mensch wissen müsse, wer all seine Ahnen und Urahnen waren, mindestens bis zu Adam.“

Als ich aus diesem Krieg zurückgekehrt war, fing ich an, fieberhaft meinen Stammbaum zu skizzieren. Und tatsächlich begab ich mich immer tiefer hinein, durch die Jerusalemer und Zefatische Ära weiter nach Mahiljou – wo, der Familienlegende nach, einer meiner Ahnen Napoleon Bonaparte traf und dessen kaiserlichen Mantel bekam, der Jahre später zu einem Toravorhang wurde –, in Richtung erloschener Städte Ost- und Mitteleuropas, bis ich zum Mutterstein gelangte, den keine menschliche Erinnerung durchdringen kann, und mein Mutterstein war Aschkenas – das ist der alte Name Deutschlands, wie wir Juden es nennen –, genauer gesagt das mittelalterliche Magenza, das man heute als Mainz, die Hauptstadt von Rheinland-Pfalz kennt, in welches vor etwa eintausend Jahren Kaiser Karl der Große Rabbiner Kalonymos den Ersten aus Lucca in der Lombardei einlud, damit er ihm in Staatsangelegenheiten helfe.

Fast eine Generation ist vorüber geflogen zwischen den Alptraumfahrten hinter den verlorenen Toten auf den Wegen ‚Afrikas‘ und dem Ausgang dieser Erzählung. An einem Morgen des beginnenden Frühlings im Jahre 1995 kam ich nach Worms, das bei den Juden Wermeisa heißt. Diese Stadt bildete zusammen mit Mainz und Speyer das Dreieck *SCHUM*, die Abkürzung für die drei alten jüdischen Städte. Ich traf dort mit einigen israelischen und deutschen Literaten zusammen, die vorhatten, zu höchst wichtigen Themen zu tagen. Wir spazierten durch die alten Gassen des rekonstruierten jüdischen Viertels, betasteten die Wundermauer, von der der Dichter Scha'ul Tschernichowski so gelungen berichtete, sie habe sich über eine schwangere jüdische Frau erbarmt, die ein Fuhrmann zu überfahren drohte, indem sie eine Nische entstehen ließ, in welche jene sich und ihren Bauch retten konnte. Danach trafen wir in der bescheidenen gotischen Synagoge ein, die die Nazis 1938 zerstört hatten und die danach wieder errichtet worden war. Die Wände waren nicht mehr die gleichen wie auch das Dach nicht mehr das gleiche war. Ich tröstete mich aber mit dem Gedanken, dass die eingeschlossene Luft vielleicht die gleiche Luft war, die nie zur Ruhe kommen würde.

Zum ersten Mal in meinem Leben war ich bereit, als Vorbeter zu fungieren. Ich stieg zu dem kleinen steinernen Almemor hinauf, auf welchem man die Tora generationenlang zu le-

sen pflegte, und mit zitternder Stimme las ich das Piut, also das liturgische Gedicht „u-netane tokef“. Wie die Forschung bewiesen hat, ist dieses Gedicht im Land Israel verfasst worden, ein paar Jahrhunderte, bevor Rabbi Amnon diese schlimme Qual zugefügt worden war. Doch ein leiser dünner Ton war vernehmbar und im Echo, das mich aus der gotischen Wölbung erreichte, versteckten sich die Stimmen meiner Ahnen und Urahnen bis zu jenem Rabbi Kalonymos, gesegnet sei sein Name. Als der Dichter Friedrich Christian Delius hinter mir auf die Steinbühne stieg und den hebräischen Text in einer deutschen Übersetzung vorlas, konnte ich aus den Mauern die Stimmen seines Vaters, eines protestantischen Geistlichen aus Hessen, und seines Großvaters, meines Wissens Bischof von Mainz, hören. Und alle Anwesenden konnten die Bewohner des Himmels gemeinsam mit den Bewohnern der Erde singen hören: „Wir wollen die Größe der Heiligkeit des Tages schildern, er ist furchtbar und ernst.“

Aus dem Hebräischen übersetzt von Ittai Joseph Tamari.